

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 84=104 (1938)

Heft: 9

Artikel: Einige Lehren aus dem belagerten Madrid

Autor: Heusser, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-15411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich gebe ohne weiteres zu, dass diese Art von Schiedsrichterdienst Zeit benötigt und bis zur Erreichung von guten Resultaten unendlich viel Mühe und Arbeit kostet. Aus meiner Erfahrung kann ich feststellen, dass die Schiedsrichter ihre Sache bei zweckmässiger Anleitung sehr bald gut machen, weil es ausgesuchte Mannschaften sind. Viel schwieriger gestaltet sich die Reaktion des übenden Mannes oder der übenden Abteilung auf die Schiedsrichter-Mitteilungen. Es genügt also nicht bloss, die Schiedsrichter auszubilden, es müssen auch die Leute systematisch an diesen Schiedsrichterdienst gewöhnt werden.

Man darf behaupten, dass die Gefechtstechnik schon durch die blosse Anwesenheit von genügend Schiedsrichtern wesentlich verbessert werden kann. Es ist ganz menschlich, wenn schon im heutigen Zeitalter des Sportes der Grossteil der Kämpfer gewohnt ist, vor einem weiteren Publikum seine Künste zu zeigen und Lob einzuheimsen, auch der Soldat bei den Gefechtsübungen im Friedensdienst eine andere Arbeit leistet, wenn er weiss, dass diese beobachtet und gewertet wird.

Einige Lehren aus dem belagerten Madrid

Von Dr. Hans Heusser in Basel.

Ein Schweizer Journalist, Dr. H. Heusser aus Basel, schildert in vortrefflicher und objektiver Weise Eindrücke und Erfahrungen im belagerten Madrid, die es wert sind, auch in einer militärischen Fachzeitschrift festgehalten und gewürdigt zu werden. Dabei handelt es sich weniger um die Schilderung von taktischen Kampfhandlungen, als um praktische Lehren, welche aus dem «totalen Krieg» in Spanien hinsichtlich moderner Kampfmethoden hinter der Front auch für unser Land gezogen werden können.

Der Bericht befasst sich insbesondere mit der Situation, welche sich von Beginn des Aufstandes an mit fortschreitender Entwicklung des Bürgerkrieges für die spanische Hauptstadt ergab.

Als der Aufstand losbrach, hat die damalige Volksfrontregierung in wenigen Stunden die Bevölkerung durch das Radio alarmiert und in der gleichen Nacht noch die sämtlichen Arbeiterverbände bewaffnet. Sie durfte dabei nicht auf die wenigen militärischen Garnisonen zählen, die zum grossen Teil zu Franco hielten und überall dort, wo es möglich war, auch offen zu ihm hinüber, nach Sierra flüchteten. Auch die Flieger versuchten

meist, mit ihren Apparaten zu fliehen, und nur sehr wenige Offiziere hielten von Anfang an zur Bevölkerung selbst.

Die so rasch bewaffnete Miliz war naturgemäss ohne irgendwelche militärische Schulung und ohne eigentliche Führung. Ihre Hauptleute waren meist die bisherigen Arbeiterführer und ihre Bataillone waren aus den verschiedensten Syndikaten und Gewerkschaften gebildet; diese wiederum waren untereinander, infolge ihrer verschiedenen politischen Einstellung, sehr oft verfeindet, was keineswegs günstig war für ein einheitliches Kommando. Man ersieht daraus, wie schlecht schon in dieser Hinsicht die Chancen für eine wirksame Verteidigung der Stadt waren.

Immerhin haben sich diese Arbeiterformationen rasch in ihre Aufgaben geteilt. Die eine Hälfte übernahm die Verteidigung an der Front selbst, während die andere die polizeiliche Kontrolle in der Millionenstadt und den technischen Hilfsdienst besorgte. Mit der Zeit wanderten natürlich immer mehr Milizsoldaten in die Schützengräben ab, und als die Stadt belagert wurde, hat man sie — umgekehrt — ganz dem militärischen Oberkommando unterstellt.

Während der ersten Monate, solange die Front noch weit ausserhalb Madrids verlief, war die Zufahrt zur Stadt noch weit offen. Immerhin mussten damals schon die Eisenbahnstationen, die Brücken und die Eingänge zur Stadt vom *Hilfsdienst* bewacht werden, da Sabotageakte zu befürchten waren. Um dieser Gefahr zu begegnen, wurde vor allem nachts auch in den innern Quartieren eine strenge Kontrolle durchgeführt; Miliz mit Gewehren und Pistolen bewachte die öffentlichen Gebäude, die Fabriken, die Depots und alle Strassenübergänge; der Anruf der Wachen war im Zweifelsfalle sofort von einigen Schüssen begleitet. Ein besonderes Polizei- und Spitzelsystem prüfte jeden Einwohner auf seine Gesinnung, und mit unerbittlicher Konsequenz wurden allmählich alle staatsfeindlichen Elemente ausgeschieden. Auch die *Ueberwachung der Ausländer* wurde durch besondere Beamte haarscharf durchgeführt; was um so schwieriger war, als in Madrid zahlreiche Gesandtschaften und Konsulate existierten.

Eine weitere, sofortige Massnahme war die *Requirierung sämtlicher Privatwagen und Camions*. Vom zweiten Tage an gab es in Madrid keine Privatpersonen mehr, welche ohne besonderen Ausweis ihren Wagen weiter benützen durften. Die Transportmittel gehörten dem militärischen Kommando, und ebenso alle Fabriken und Geschäfte, in denen Kriegsmaterial fabriziert oder verkauft wurde. Ferner wurden alle privaten Gebäude und Paläste der politischen Gegner von der Miliz oder der Zivilver-

waltung beschlagnahmt und in Bureaux, Lazarette oder Kasernen umgewandelt.

Vorderhand wurde jedoch die *zivile Verwaltung* den bisherigen Beamten überlassen. Dagegen wurde jeder staatliche oder private Betrieb von bewaffneten Beamten kontrolliert. Selbstverständlich hat die Miliz vor allem die Lebensmittelversorgung, die Elektrizitätswerke, das Gaswerk und die Zuleitung des lebenswichtigen Wassers in die Hand genommen.

Die *Zufuhr von Lebensmitteln* ging in den ersten Wochen glatt und reibungslos vor sich, obwohl die Transporte von aussen her oft umgeleitet werden mussten. Während die Stadt mit den Tausenden von Milizsoldaten, den aufgeregten Militärtransporten und den zahllosen Sanitätswagen einerseits ein wirkliches Heerlager darstellte, fuhren anderseits jeden Morgen die Hunderte von Maultierkarren mit Gemüse, Fleisch und Früchten zu den Stadttoren herein, als gäbe es keinen Krieg. In den Strassen wurde Eis und Limonade verkauft, und Strassenhändler boten des Abends in den Cafés, wie immer, ihre fliegende Ware feil. Mit klugem Instinkt hat die Regierung all diese Kleinigkeiten belassen, um der Bevölkerung zu zeigen, dass draussen wohl heftige Schlachten stattfanden, aber dass sie für die Sicherheit Madrids nicht von Bedeutung wären.

Psychologisch interessant war auch die Verfügung der Regierung, dass die Vergnügungsstätten reibungslos weitergeführt werden mussten. Man beschlagnahmte wohl die Theater und die Kinos und machte Vorstellungen zu billigen Einheitspreisen, aber man liess die bisherigen spanischen und ausländischen Stücke weiter spielen. Man lenkte dadurch die Bevölkerung absichtlich ab, um sie bei frischem Mute zu erhalten.

Gleichzeitig bot man natürlich alle Hilfskräfte auf, sobald man ihrer bedurfte. Alle Aerzte standen vom ersten Tage an, gezwungenermassen, in den Spitälern zur Verfügung, und Krankenschwestern wurden aus dem Volke requiriert.

Als im Herbst des 1. Kriegsjahres die Francotruppen näher an Madrid heranrückten, ging die Stadt ganz von selbst in den Zustand grösserer Kriegsbereitschaft über. Man verordnete, dass jeder Einwohner zu Hause seine Badewanne und sonstige grössere Gefässe mit frischem Wasser gefüllt halten musste, da man unter Umständen eine Bombardierung der Wasserdepots befürchten konnte, die in nächster Nähe der Front lagen. Die ersten Verdunkelungsübungen wurden abgehalten, und man schloss früh des Abends die Kinos, um nicht unnötiges Licht zu verbrauchen. Man sammelte auch, da es dem Winter zugeing, in allen Wohnungen die überflüssigen Kleider, Schuhe, Decken und Kochgeschirre, um sie den Soldaten zuzustellen. Ferner erhob man bald

da, bald dort, gewisse Steuern auf Getränke, um den Ertrag für das Rote Kreuz zu verwenden.

Trotz allen Vorbereitungen, und trotzdem man die Aufständischen via Toledo fast stündlich näher rücken sah, kam der direkte *Angriff auf die Stadt* am 7. November 1936 so rasch, dass man von einem eigentlichen Ueberfall sprechen kann.

So kam es, dass der letzte Rückzug in die Stadtmauern panikartig verlief und kein Mensch darauf vorbereitet war. Die Spitäler waren bereits überfüllt, die zurückfliessenden Truppen ohne Offiziere und ohne Material, während der Gegner mit aller Wucht, mit Flugzeugen, Tanks und Kavallerie, vorstürmte. Sein Anblick erweckte in den wenigen Verteidigern den Eindruck modernster Massendemonstrationen und verstärkte noch das Gefühl vollkommener Ohnmacht. Die Regierung flüchtete in der gleichen Nacht nach Valencia und überliess Madrid ohne einheitliches Kommando ganz sich selber. Zwei Tage lang dauerte diese Verwirrung der Gemüter, die Angst vor dem letzten Augenblick, und das Hin- und Herschwanken zwischen Halten und Preisgeben, währenddessen nur eine ganz dünne Frontlinie die Angreifer abhielt.

Im letzten Momente endlich ermannte sich die Zivilbevölkerung, fand sich die Truppe zur endgültigen Abwehr bereit und im letzten Augenblick traf auch unerwartet neues Kriegsmaterial ein.

Zum erstenmal in der Geschichte griff die Zivilbevölkerung einer Millionenstadt in ihrer Gesamtheit ein. Diese Zivilisten, die in früheren Kriegen als Franktireure ohne Gnade an die Wand gestellt wurden, wehrten sich mit der blanken Waffe in der Hand für ihr Haus, ihre Familie und ihr Leben. Sie vermischten sich, als wäre es die grösste Selbstverständlichkeit der Welt, mit der kämpfenden Truppe, leisteten Nachschubdienste, bauten Barrikaden und unterstellten sich dem obersten Kriegskommando.

In diesem Momente war die Befehlsausgabe für die ganze Stadt denkbar einfach und klar: Jeder, der schiessen oder sonst eine Waffe bedienen konnte, ging von sich aus an die Front, während die übrigen sich dem Hilfsdienst stellten, wo immer die Möglichkeit bestand, dass sie den einen oder andern Apparat bedienen konnten. Das letzte, endgültige Aufgebot, in letzter Minute, erging an alle durch das *Radio*. Es war eine einzigartige Gelegenheit, die Bedeutung dieser modernen Erfindung in all ihrer Tragweite kennen zu lernen und es ist zu hoffen, dass auch unsere eidgenössische Armeeführung den Wert des Radios in seinen äussersten Konsequenzen erfasst hat.

Die Volksfrontregierung hat sich der Sendestation schon bei Ausbruch des Krieges bedient, als sie in wenigen Stunden die Bevölkerung zu den Waffen rief. Nachher hat sie in aller Eile den

öffentlichen Dienst soweit ausgebaut, dass auf allen Plätzen, in allen Cafés und Restaurants Lautsprecher aufgestellt wurden, und jede Privatwohnung ihr Apparat bei offenem Fenster spielen lassen musste. Dadurch konnte man den hintersten Mann zu jeder Tages- und Nachtstunde erreichen. Von diesem Augenblick an wurden nicht nur militärische Aufgebote durchgegeben, sondern auch alle Aufrufe, die sich auf den Hilfsdienst, auf die Versorgung mit Lebensmitteln und anderes bezogen.

Als der Angriff auf Madrid erfolgte, rief das Oberkommando die Bevölkerung der bedrohten Quartiere zum sofortigen Bau von Barrikaden auf, und eine Stunde später fanden sich die Arbeiterkolonnen in jeder Strasse ein, um über Nacht aus der offenen Stadt eine Festung zu machen.

Durch den *Bau von Barrikaden* ist erstmals in aller Deutlichkeit gezeigt worden, wie sich eine sonst wehrlose, offene Stadt in eine schier unüberwindliche Festung ersten Ranges verwandeln kann. Mit primitiven Mitteln und in einer erstaunlichen Schnelligkeit. Die Häuser selbst bilden mit ihren vielen Stockwerken und ihren natürlichen Kellern bessere Verteidigungslöcher, als es in manchen Fällen künstliche militärische Unterstände sind; und wenn sich der Gegner einmal in die vorderste Häuserfront selbst verbissen hat, kann auch der Verteidiger nicht mehr durch Artillerie oder Fliegerbomben beschossen werden.

In diesem Zusammenhang ist auch auf die geistige Umstellung der Zivilbevölkerung hinzuweisen, die für uns einmal von ebenso grosser Bedeutung sein kann, wie die Beachtung der Seele des Soldaten.

Heusser berichtet darüber wörtlich:

«Wir Ausländer und die ganze Bevölkerung haben natürlich in den ersten Tagen der Bombardierungen und der Artilleriebeschussung vor Angst gezittert, und uns in Unterstände, Kellerlöcher und Hauseingänge gedrückt, wo wir nur konnten. Aber mit der Zeit haben wir uns daran gewöhnt — und zwar erstaunlich rasch. Die kriegerische Atmosphäre, die uns umgab, und das Bewusstsein, dass wir alle nebeneinander Leidensgenossen waren, haben uns schnell zuversichtlicher gemacht und liessen uns die Aufregung und das Angstgefühl im Magen vergessen! Während der ersten Tage folgten wir jedem Rufe der gellen Sirenen, aber sobald wir merkten, dass die Flugzeuge nur in den seltensten Fällen auch wirklich anrückten, verzichteten wir auf den sofortigen Unterschlupf im kalten Keller und verlegten uns darauf, zuerst den Flug der Dreimotoren auf offener Strasse zu verfolgen. Wir konnten uns dies damals allerdings leisten, weil wir im Zentrum der Stadt von Hochhäusern umgeben waren, in die wir im Bruchteil einer Sekunde verschwinden konnten. Aber

auch sonst half uns diese Kaltblütigkeit nicht nur über die Angst, sondern auch über die Gefahren hinweg. Selbst in dem am meisten bedrohten Zentrum befanden sich noch immer die offenen Kinos, die Bars, in denen sich die internationalen Offiziere vergnügten, und das Telephonegebäude, das über und über mit Einschlägen bedeckt war. Vor den Eingängen lagen meterhohe Wälle aus Sandsäcken und um hinter diese zu gelangen, musste man im Schatten der Geschossbahnen herangehen und dann in Eile die Strasse überqueren; es kam meist nur darauf an, nicht in den ersten, unberechenbaren Schuss des neu einsetzenden Feuers zu geraten! Auf ähnliche Weise mussten sich oft des Abends die Telephonistinnen der Zentrale und die Beamten der übrigen Gebäude auf den Heimweg begeben.»

Dass mit etwas Kaltblütigkeit Einzelner aber auch eine Panik verhindert werden kann, wenn der Wille zur absoluten Verteidigung vorhanden ist, zeigte sich beispielsweise, als beim ersten überraschenden Angriff der Francotruppen ein gefährdetes, schon zum Teil mit Legionären besetztes Vorstadtquartier in aller Hast geräumt werden musste, wobei ordnungsgemäss ein starker Kordon der Polizeitruppe notwendig gewesen wäre, um den Uebergang der zurückflutenden, verrückt gewordenen Zivilbevölkerung über die einzige Brücke zu regeln. Da indes nicht genügend Polizei vorhanden war, erhielt ein einziges Paar der berühmten Guardia civil den Befehl, diese Aufgabe zu übernehmen. Sie sassen während der vielen Stunden unbeweglich auf ihren Pferden zu beiden Seiten des Brückenkopfes, die Pistole auf dem Sattel vor sich, den ungeheuren Zustrom überwachend, und feuerten rücksichtslos in die Menge, sobald der Rückmarsch ins Stocken geriet. — Aehnliche, wenn auch weniger blutige Massnahmen konnten bei Hilfeleistungen an Verwundeten, bei Feuersbrünsten und Explosionen beobachtet werden.

Zahlreich waren und sind aber die eigentlichen speziellen Aufgaben, mit denen bei zunehmender Fronttätigkeit die Zivilisten im Stadttinnern betraut wurden. Ein Teil davon griff dann noch ins Kriegerische hinüber, wenn es sich z. B. um das Unschädlichmachen von Blindgängern handelte. Zahlreiche dieser leichten und schweren Granaten fielen, ohne zu explodieren, in öffentliche oder private Gebäude ein, und mussten durch einigermaßen sachverständige Leute abtransportiert werden. Dazu verwendete man ältere Militärs, die nicht mehr an die Front gehen konnten. Eine spezielle Transportstelle wurde eingerichtet, deren Telephon in allen Zeitungen bekannt gegeben worden war. Wenn diese Spezialisten gerufen wurden, erschienen sie mit einem Privatautomobil, das gut gefedert und geräumig war, und holten sich

unter allen möglich Vorsichtsmassnahmen den unerbetenen Gast ab.

Ebenfalls in die eigentliche Kampfzone geriet ferner jene Hilfsdienstkolonne, welche mit der Evakuierung der Zivilbevölkerung in aufgegebenen Stadtquartieren betraut war. Im Kriegsfall kann jede grössere Stadt einmal in den Fall kommen, einzelne Quartiere preiszugeben und in aller Eile die dortige Einwohnerschaft nach sicherern Gegenden abzutransportieren. Bei dieser Gelegenheit handelt es sich um wenige Stunden, die zur Verfügung stehen. Madrid hat diese Aufgabe meist gut, wenn auch sehr brutal gelöst. Beginn und Ende der Räumung wurde durch das Radio bekanntgegeben, und eine trainierte Mannschaft sorgte dafür, dass nach Ablauf der Frist das Quartier vollständig geleert und zum Bezug durch die Truppen bereit war.

Etwas menschlicher vollzog sich später der allgemeine grosse Abtransport sämtlicher Frauen und Kinder aus der Stadt, als die Lebensmittel knapp wurden und nur für die eigentlichen Verteidiger Platz war. Diese Evakuierungsaktion begann schon im Frühling 1937 und wurde während eines ganzen Jahres soweit durchgeführt, als es die Transportmittel, das Benzin und die Zufahrtsstrassen erlaubten. Die Aufgabe wurde von besondern Komitees übernommen und quartierweise erledigt. Jedes Komitee erhielt von der Stadtverwaltung die Adressen sämtlicher Einwohner seines Quartiers. Auf besondern Listen vermerkte es die Namen aller Frauen und Kinder, dann diejenigen aller jüngern oder ältern Männer, die für keinen der Hilfsdienste in Frage kamen und darum nur unnütze Esser inmitten der zu einer Festung gewordenen Hauptstadt waren. Zurückbleiben durften etwa alleinstehende Frauen, deren Mann im Staatsdienste, in irgend einem Ministerium oder im Spital tätig war; für die jüngern Angestellten richtete man besondere Speisesäle ein, wo sie zu Dutzenden oder Hunderten verpflegt wurden.

Schwieriger als diese Einteilung war der Abtransport selbst. Die Regierung stellte hiefür wohl eine grosse Anzahl von Lastwagen zur Verfügung, aber die Wagen waren meist alte Camions, die in Friedenszeiten längst ausrangiert worden wären. Auch mit dem Benzin haperte es bedenklich. Die Arbeitersyndikate und die roten Truppen waren zu Anfang des Krieges sehr wenig sparsam damit umgegangen, und als die Stadt belagert und bombardiert wurde, trat plötzlich eine ungeheure Knappheit ein. Die grossen Depots waren längst nicht mehr nachgefüllt worden und die Zufuhr aus dem Süden musste der feindlichen Flieger wegen mit aller Vorsicht des Nachts geschehen.

Wenn für die Evakuationen die Transportfrage soweit gelöst war, wurden die Bewohner ganzer Strassenreihen einzeln aufge-

sucht und zur Abreise innert vierundzwanzig Stunden aufgefordert.

Mitleid wäre dabei nicht am Platze gewesen, denn es handelte sich darum, Tausende von Frauen und Kindern aus der direkten Gefahrzone nach den Bauerndörfern in den südlichen Provinzen zu verpflanzen, und dieser Abtransport wurde immerhin human und ohne übergrosse Eile bewerkstelligt. Die grossen Camions fuhren von Haus zu Haus und nahmen all die Familien mitsamt ihrem lebensnotwendigen Hausrate auf. Die Reise selbst war natürlich sehr beschwerlich und oft auch gefährdet durch feindliche Bombenflugzeuge. In den Dörfern dagegen war schon im voraus für die Ankömmlinge gesorgt worden und auch die Lebensmittel waren noch eher vorhanden als in Madrid.

Was die Strassen betrifft, auf denen diese Transporte aller Art vor sich gingen, so blieb in der weitem Umgebung Madrids schliesslich nur noch eine einzige übrig, und diese wurde naturgemäss jeden Tag mehr belastet. Man richtete deshalb das Eisenbahnsystem ein, indem man alle hereinkommenden, mit Waren und Munition beladenen Lastwagen auf der direkten Linie führte, und alle ausgehenden Wagen, die weniger pressant waren, über kleinere Seitenwege leitete, die man allmählich zu richtigen Strassen ausbesserte. Wichtig war ferner, dass kein einziger Wagen leer aus der Stadt herausfuhr und so unnütz Benzin verbrauchte; er musste entweder ausziehende Familien, Hausrat oder sonstige Gegenstände mitnehmen, die man retten wollte.

Nachdem dann in monatelanger Arbeit Madrid soweit zur bleibenden Festung ausgebaut worden war, gewann man auch allmählich eine Uebersicht über die Anzahl der Personen, die gepflegt und geschützt werden mussten. Miaja, der den militärischen und zivilen Oberbefehl führte, kannte genau die Zahl der ihm zur Verfügung stehenden Milizsoldaten und internationalen Kompagnien, während die mit ihm zusammenarbeitende Zivilverwaltung buchstäblich über jeden einzelnen Einwohner Kontrolle führte. Nachdem also alles Unnötige und alle Unnötigen aus der Stadt entfernt worden sind, befindet sich so Madrid heute fast unverändert in derselben Lage wie vor einem Jahre und könnte, wenn nicht Unvorhergesehenes eintrifft, eventuell noch einen dritten Kriegswinter überstehen.

Die Zivilbevölkerung hat schon längst gelernt, sich selber vor einschlagenden Granaten und fallenden Bomben zu schützen. Sie hat dabei die ganze Skala menschlicher Empfindungen und Gefühle von der ersten Panik bis zur selbstsichern Gelassenheit und dem afrikanisch anmutenden Fatalismus durchgemacht. Eines der ersten Manöver, an denen die ganze Stadt freiwillig oder gezwungenermassen mitmachte, waren naturgemäss die

Verdunkelungsübungen, wie sie bekanntlich auch bei uns durchgeführt worden sind. Erstmals wurden sie bald nach Kriegsausbruch geübt, aber sie wurden dann bald wieder fallen gelassen, weil die entstehende Dunkelheit von allerhand wirklichen Dunkelmännern missbraucht wurde und zahlreiche Schiessereien hervorrief. Erst im Oktober, als tatsächlich die ersten Flugzeuge Francos die Stadt überflogen und die ersten wirklichen Bomben auf die Strassen und Gebäude fielen, wurde die Verdunkelung konsequent aufgenommen.

Eine besondere Organisation hat dabei nicht stark eingreifen müssen. Denn schliesslich und endlich handelte es sich bei jedem Privatmann um seine ganz persönliche Sicherheit, und niemand war zu ungeschickt, sich nicht in allererster Linie selbst zu schützen. Es wurde drakonisch verordnet, dass bei einbrechender Dunkelheit die Türen und Fensterläden jedes Gebäudes geschlossen werden mussten, sobald und solange sich feindliche Flugzeuge über der Stadt befanden. Es dachte aber niemand mehr daran, die schmalen Ritzen in den Läden oder an den Türspalten zu verkleiden, da die Helligkeit, die dort herausdrang, viel zu geringfügig war. Von Kriegsfliegern, welche des Nachts die Stadt überflogen, konnte man erfahren, dass aus einer Höhe von wenigen hundert Metern selbst kleinere Fenster, die erleuchtet waren, nicht mehr wahrgenommen worden sind. Dagegen vermochten die Flieger selbst in anscheinend stockdunkeln Nächten noch immer die breiten Strassenbänder im Zentrum der Stadt als helle Streifen zu erkennen, und sie richteten sich nach diesen Streifen, oder nach den dunkeln Parkanlagen, die als feuchtschimmernde Vierecke daneben lagen.

Für die Verdunkelung im öffentlichen Verkehr auf der Strasse sorgte ein für allemal die Stadtverwaltung. Sie liess alle Strassenlaternen blau überstreichen, und ebenso waren die Chauffeure gezwungen worden, die Scheinwerfer der Wagen blau anzumalen. Bei den Strassenbahnwagen hielt man das ganze Vorderlicht gleichfalls blau, und zog bei Einbruch der Dunkelheit die Vorhänge an den Fenstern. Näherten sich dann wirklich die gefährlichen Bombenflugzeuge, so hielten die Wagen in weiten Abständen voneinander; ihre Insassen sprangen rasch ins Freie und flüchteten sich in die nächstliegenden Hauseingänge und von dort in die Keller.

Daraus ersieht man, dass die ergriffenen Schutzmassnahmen denkbar einfach und vernünftig waren. Man macht sich keine unnötige Mühe mit allen möglichen kleinen Schikanen und Erfindungen, die im Notfall doch niemals durchführbar waren, oder befolgt wurden. Die Bevölkerung war überdies durch die Hoch-

spannung, in der sie ständig lebte, bereits so durchtrainiert, dass sie keiner Anleitung mehr bedurfte.

Aehnlich ging es mit den Unterständen, den Kellern und sonstigen Zufluchtsstätten, in die man sich bei Bombenabwürfen flüchtete. Der öffentliche Hilfsdienst hat dort gleich energisch zugegriffen, und als es einmal soweit in Ordnung war, konnte man das Uebrige getrost der Bevölkerung überlassen. Der Luftschutz war damals im Zentrum der Stadt aus zwei Gründen sehr leicht durchführbar und in Tat und Wahrheit auch genügend gross: Erstens einmal lernte man gleich zu Anfang der Bombardierungen, dass die damals gebräuchlichen Fliegerbomben trotz ihres schweren Kalibers schon im vierten, oder höchstens im dritten Stockwerk zu explodieren pflegten, sofern sie nicht unglücklicherweise in das Treppenhaus fielen. Zweitens boten gerade deshalb alle modernen Hochhäuser im Zentrum hinreichend Schutz, da sie meist über fünf bis acht oder noch mehr Stockwerke verfügten. Es genügte also wenigstens in diesen Stadtteilen, dass der Hilfsdienst alle Kellerräume durchwegs ausräumen liess und verordnete, dass die Haustore auch des Nachts geöffnet bleiben mussten. Neben all diesen Toren, wo sich die Zugänge zu Kellern befanden, wurden grosse Plakate angebracht, auf denen in weithin sichtbaren Nummern die Anzahl der Personen angegeben war, welche dort untergebracht werden konnten. Dadurch war es, wie erwähnt, jedem Passanten, der auf offener Strasse überrascht wurde, leicht möglich, sich in wenigen Sekunden in Sicherheit zu bringen.

Viel komplizierter — oder besser gesagt: fast unmöglich — wurde der Schutz in den Aussenquartieren, welche aus niedrigen Häusern bestehen. Dort konnte auch der beste Hilfsdienst nichts mehr ausrichten, denn es gab in Madrid noch keine Luftschutzkeller, und selbst, wenn es vereinzelt solche gegeben hätte, wäre die Bevölkerung nicht imstande gewesen, zwei, drei oder viermal des Tages oder des Nachts dorthin zu gelangen. Denn vergessen wir nicht, dass sich wegen der entsetzlichen Lebensmittelknappheit oft Hunderte von Frauen stundenlang vor den wenigen Fleisch- oder Brotläden aufhielten, und nur im äussersten Notfall wagten, ihren Platz in der Reihe der Anstehenden aufzugeben.

Eine grosse aktive Mithilfe hatten Hunderte von Zivilisten aber auch zu leisten bei der Unterbringung von Verwundeten, deren 20—25,000 während der Abwehrschlacht von Brunete in unaufhörlichen Transporten eingeliefert wurden. Dazu ist zu bemerken, dass schon anlässlich der Vorbereitungen zu der Schlacht in den Spitälern alle transportfähigen Patienten in leerstehenden Gebäuden oder bei Privaten untergebracht wurden.

In kluger Voraussicht der Gefahren, welche in sanitärischer Hinsicht eine Schlacht vor den Toren der Stadt mit sich bringen müsste, wurde die zwangsweise Impfung der gesamten Zivilbevölkerung angeordnet. Nachdem das notwendige Serum in riesigen Mengen besorgt worden war, errichtete man in allen Stadtquartieren zahlreiche fliegende Sanitätsposten, welche z. T. von Aerzten, in der Mehrzahl aber von Assistenten und Praktikanten geleitet wurden. In langen Reihen stand die Bevölkerung davor Schlange und liess sich, einer nach dem andern, das Serum auf offener Strasse einimpfen.

Was nun endlich die Zufuhr und die Verteilung von Lebensmitteln anbelangt, so scheint wohl das Menschenmögliche getan worden zu sein. Bei aller Anstrengung muss aber festgestellt worden, dass die Fürsorge spät einsetzte, ausreichende Vorsorge aber nicht getroffen worden war, weil niemand voraussah, dass der Krieg von längerer Dauer sein würde. Noch im Herbst 1936 dachte man kaum daran, sich mit dem üblichen Vorrat der Lebensmittelgeschäfte einzudecken. Bis dann plötzlich ein riesiger Sturm auf diese Läden einsetzte und jedermann in aller Eile alles nur Essbare in Büchsen, an kondensierter Milch und Trockenfrüchten aufzukaufen suchte. Dadurch verschwanden diese Vorräte natürlich in wenigen Tagen in die privaten Haushaltungen, und die Stadtverwaltung mochte nun zusehen, wie sie neue Vorräte beschaffte.

Als erste hat die stets wachsame und für die gute Ernährung ihrer Kameraden besorgte Miliz an die Verproviantierung auf längere Dauer gedacht. Sie schickte ihre eigenen Camions mit bewaffneten Begleitern in die Umgebung der Stadt hinaus und liess dort alles konfiszieren oder ankaufen, was es überhaupt an Essbarem in den Bauerndörfern gab.

Die ausländischen Gesandtschaften haben sehr oft selbst mit offizieller Erlaubnis der Behörden solche Expeditionskorps ausgerüstet und unsere Schweizer Saurer-Lastwagen sind im ersten Winter öfters aufs Land hinausgefahren, um von den Bauern in grossen Mengen Kartoffeln zu kaufen. Die Abschlüsse wurden vorerst mit dem jeweiligen Gemeinderat gemacht, der im Auftrage des Dorfes selbständig über den sämtlichen Agrarbesitz verfügte und seine Preise nach Angebot und Nachfrage richtete. Bald wurde aber auch im hintersten Dorfe eine stärkere Kontrolle notwendig, wenn nicht die dortigen Familien sich ihres letzten Vorrates beraubt sehen wollten. Mit der Zeit durfte kein Schäffchen mehr ohne vorherige Erlaubnis des Komitees geschlachtet werden und alle grösseren Bestände an Vieh oder Früchten gerieten unter die unerbittliche, dringend notwendige Kontrolle der Hauptstadt. Die Stückzahl der Kühe und Schafe musste in Ma-

drid angemeldet werden, ebenso die wöchentliche Verarbeitung des Korns, die Fabrikation von Würsten durch die Metzger, und die jeweilige Kartoffelernte. Für die Ueberwachung sorgten die lokalen Behörden, während in den Eingangstoren zur Stadt jeder Maultierkarren auf seinen Inhalt untersucht wurde. Die Menge der eingebrachten Lebensmittel wurde genau notiert und beim Ab-liefern in die städtischen Depots nachkontrolliert.

Inzwischen war die Verwaltung darauf bedacht, sich grössere Vorräte für die zweite Winterhälfte aus den südlichen Provinzen zu beschaffen. Eine Provinz nach der andern wurde systematisch von der Regierung in Valencia durch spezielle staatliche Einkäufer heimgesucht, welche ausschliesslich für Madrid zu liefern hatten.

Da aber schon im ersten Frühling die Zufuhren bedenklich ins Stocken gerieten, immer grössere Gebiete von den Aufständischen erobert wurden und in den regierungstreuen Gebieten sich allmählich die vielen tausend Evakuierten aus der Hauptstadt ansammeln und bewirkten, dass auch dort in kürzester Zeit die Lebensmittel immer knapper wurden und zudem auch der Transport aus Frankreich ständig nachliess, da einerseits der Seeweg immer gefährlicher zu begehen war und anderseits Barcelona immer mehr Kontingente an Esswaren für sich selber absorbierte, mussten die Behörden in Madrid in steigendem Masse neben der militärischen Verteidigung und neben der Zufuhr von Soldaten und Kriegsmaterial, der Bekämpfung der anwachsenden Hungersnot widmen.

Um die Verteilung der hereinkommenden Lebensmittel einigermassen gerecht zu gestalten, war für jede Abteilung Nahrungsmittel ein besonderer Hilfsdienst eingerichtet worden. Es gab einen besonderen Markt für Gemüse, einen andern für Fleisch und Fische und einen dritten für Früchte. Engros einkaufen konnten dort nur die speziell autorisierten und bis in alle Details kontrollierten Geschäfte. Bei jedem Einkauf mussten besondere Bons vorgewiesen werden, die von der obersten Behörde abgestempelt waren und jeweils nur für einen bestimmten Tag Gültigkeit hatten. Die Geschäfte wiederum waren ordnungsgemäss über alle Stadtviertel verteilt und durften nur zu gewissen Stunden verkaufen. Der Verkauf geschah nur gegen Lebensmittelkarten und sonstige Ausweise, die jede Familie turnusgemäss beziehen konnte.

Das Abholen der Lebensmittel selbst war mit unzähligen Mühen verbunden, denn die Karten nützten nur solange, als in den Läden noch etwas zu haben war. Die Frauen standen deshalb meist schon des Abends in der Reihe an und warteten bis zum andern Morgen. Mehr als einmal kam es während des langen

Wartens zu tätlichen Szenen. Die Miliz, die dabeistand, griff in solchen Momenten ohne zu zögern mit der blanken Waffe oder der Pistole ein, denn sie wusste wohl, dass die Stadt von innen heraus nur durchhalten konnte, wenn sich die Frauen in ihrer Gesamtheit nicht gegen den furchtbaren Krieg zu empören anfangen.

Ueber die Durchführung der Lebensmitteltransporte durch das diplomatische Korps, das Rote Kreuz und ähnliche Organisationen ist schon oft an andern Orten berichtet worden, so dass es sich erübrigt, hier näher darauf einzutreten.

Es sei aber noch daran erinnert, dass schon im ersten Kriegswinter die Bevölkerung von Madrid sich andere Einschränkungen auferlegen musste. Als damals die Kohlen allmählich ausgingen, hat man sich zum Kochen der Gasapparate bedient, und als diese wegen Mangel an Gas zum alten Eisen geworfen werden mussten, ging man daran, das Holz in der nächsten Umgebung Madrids zu sammeln. Schliesslich zerkleinerte man alles und jedes Holz in den leerstehenden Wohnungen und schreckte vor allem auch in den Aussenquartieren nicht davor zurück, die Bäume in den Strassen und auf den Plätzen zu Brennholz zu machen.

Aber auch, wenn die Stadt eines Tages erobert werden oder sich aus Hunger ergeben sollte, so hat sie doch bis jetzt schon in beispielloser Weise gezeigt, wie lange und wie zäh sich eine Millionenstadt ohne Hinterland, ohne Kriegserfahrung und ohne grosse Hilfe von auswärts, zu halten vermag.

Unter diesen Eindrücken ist der Berichterstatter gleich vielen andern seiner Madrider Landsleute nach der Schweiz zurückgekehrt und gleich ihnen glaubt er hier leider sehr wenig wirkliche Kriegsbereitschaft und sehr wenig endgültige Vorbereitungen getroffen zu haben. «Vielleicht hätten wir alle nicht direkt hieherfahren sollen,» meint er, «solange wir noch den Donner der Geschütze und das Hämmern der Maschinengewehre im Ohre verspürten ... Aber vielleicht wäre es, umgekehrt, gut gewesen, wenn unsere Generalstabsoffiziere und Instruktoren sich den Krieg dort unten hätten mit ansehen können, um nachher dank ihrer Erfahrungen unsere eigene Armee bis zum Letzten durchzubilden. Denn nirgends besser als in der blutigen Praxis lassen sich jene Kenntnisse erwerben, welche im entscheidenden Momente allein von ausschlaggebender Bedeutung sind.»

Heusser hat in Madrid ein Stück totalen Krieg erlebt. Wohl mit Recht zieht er aus den gemachten Erfahrungen den unabweislichen Schluss, dass die moderne Kriegführung in Europa trotz internationaler Konventionen nicht mehr von der Bombardierung offener Städte und Dörfer zurückschrecken wird. Was seit bald zwei Jahren in Spanien geschieht, kann sich früher oder später einmal in irgendeinem Lande Mitteleuropas wiederholen, denn die

schweren Bombenflugzeuge, wie sie jetzt überall en masse fabri-
ziert werden, sind keineswegs nur für die Zerstörung dünner
Schützengräben bestimmt und die Luftschutzkeller, wie sie auch
bei uns gebaut werden, haben bekanntlich den eindeutigen Zweck,
unsere Bevölkerung vor solchen Luftangriffen zu schützen. Im
zukünftigen Kriege wird also diese Zivilbevölkerung nicht nur
da und dort gelegentlich in Mitleidenschaft gezogen, sondern hat,
nach den Erfahrungen in Spanien, mindestens ebenso viel — und
vielleicht auf furchtbarere Art — zu leiden, als die Soldaten,
welche gut ausgerüstet und trainiert die eigentliche Frontlinie
halten. Nachdem einmal die Aufständischen genügend Junkers-
flugzeuge und Caproni-Bomber beisammen hatten, wurde mit
kluger Berechnung der Angriff über diese Linie hinaus ins Hinter-
land getragen, um dort von innen heraus das Volk zu zermürben
und für eine rasche Uebergabe reif zu machen.

Es hat sich jedoch gezeigt, dass diese Berechnung falsch
war; die in den Städten und Dörfern zurückgebliebenen Männer,
Frauen und Kinder wurden zwar anfangs von panischem Schrek-
ken erfasst, aber sie erholten sich relativ sehr rasch. Statt sich
hemmungslos der Verzweiflung anheimzugeben, verwandelte sich
ihre Furcht in einen tödlichen Hass und eine unendlich zähe
Widerstandskraft gegenüber dem Angreifer. Dieser Hass und
eine wahrhafte Liebe zur eigenen Scholle bewirkten, dass sich
automatisch der Geist der Armee und der Zivilbevölkerung — wie
wir es in Madrid gesehen haben — zu einem einzigen Ganzen ver-
mengte, und aus dem weiten Hinterland eine ebenso starke Front
bildete, wie die eigentliche Kampflinie selbst es war: Der An-
greifer wird demnach als Konsequenz seiner Methoden in jedem
Lande, das von wahren Patriotismus beseelt ist, mit der Zivilbe-
völkerung als mit einem Kriegsfaktor ersten Ranges rechnen
müssen.

Der zweite Punkt ist die für uns in mancher Hinsicht be-
ruhigende Tatsache, dass sich nach dem heldenhaften Beispiele
Madrids auch eine offene Stadt heutzutage gleich einer militäri-
schen Festung lange zu halten vermag. Die durch Bombenab-
würfe oder durch Artilleriebeschussungen angerichteten Verhee-
rungen in Madrid, in Alicante oder Barcelona sind entsetzlich, in-
dem sie unzählige Gebäude zerstörten und Hunderte von Einwoh-
nern töteten. Aber noch ist in Madrid die Mehrzahl der Stadt-
viertel kaum ernsthaft beschädigt und die Zahl der umgekomme-
nen Zivilpersonen beträgt auch heute noch in ihrer Gesamtheit
nur den Bruchteil der Soldaten, die in einer einzigen Schlacht (wie
der bei Brunete oder Teruel) umgekommen sind. Und was die

militärische Abwehr betrifft, so hat sich gezeigt, dass schon die primitivsten Barrikaden wirksame Hindernisse bilden können — und dass dem Gegner ein Teil seiner Angriffskraft genommen wird, sobald er sich selbst innerhalb des Stadtgürtels festbeisst.

Es kommt also im Ernstfalle für eine grössere Stadt nur darauf an, ob die Bevölkerung entschlossen ist, den Kampf aufzunehmen oder nicht. Und wenn sie bis zum Letzten bereit ist, dann muss sie sich klar darüber sein, dass jeder einzelne, ob er die Uniform trägt oder nicht, vom ersten Momente an das Schicksal der Frontsoldaten teilen wird. Denn wie lange sich die Stadt dann halten kann, hängt mindestens ebenso stark vom Zivilisten wie vom Soldaten ab.

Dass dieser Widerstand der Zivilbevölkerung gerade in einem kleinen Land organisiert sein muss, darüber dürften Zweifel nicht bestehen; denn je eher bei einer kriegerischen Verwicklung jeder an seinem Platze steht, um so wirkungsvoller und aussichtsreicher der Kampf um die Existenz unseres Landes.

MITTEILUNGEN

Schweizeroffiziere im Ausland.

Die Zahl der jungen Schweizer, die den vorhandenen Schwierigkeiten zum Trotz einige Zeit im Ausland verbringen, ist grösser als man im allgemeinen annimmt. Unter ihnen finden sich sehr viele Subalternoffiziere, denen fern von ihrer Heimat die Möglichkeit ausserdienstlicher Betätigung vorübergehend genommen ist. Denjenigen unter ihnen, die sich in einer Grosstadt Europas aufhalten, könnte vielleicht geholfen werden. Man könnte sich nämlich fragen, ob es nicht möglich wäre, die ausserdienstliche Fortbildung der jungen Offiziere den schweizerischen Militärattachés oder wo keine solchen ernannt sind, einem geeigneten Legations- oder Konsularbeamten zu übertragen.

Da mit einer Vielzahl von vertretenen Waffen zu rechnen ist, denke ich mir die Tätigkeit etwa so, dass zweimal pro Monat eine Kriegsspielübung abgehalten würde. Auch Uebungen im Krokieren und Kartenlesen liessen sich ohne allzu grosse Schwierigkeiten durchführen.

Selbstverständlich könnte diese Idee noch weiter ausgebaut werden, u. a. könnte man vielleicht auch an einen Zusammenschluss zu militärischen und gesellschaftlichen Zwecken der Offiziere aller Grade denken, also gewissermassen an die Bildung von Auslandsektionen der S. O. G. In vielen Schweizerkolonien ist die Zahl der dort niedergelassenen Offiziere aller Waffengattungen, Jahrgänge und Grade sehr bedeutend. Lt. A. Lütolf, Paris.

Anmerkung der Redaktion: Der Gedanke ist sicher der Erwägung wert. Aber er wird schwer ausführbar sein, denn auch der Gaststaat wird seine Einwilligung geben müssen.